

# Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

## Deutschen Rundschau

Nr. 170.

Bromberg, den 23. August

1927.

### Meta Gragert.

Roman von Minna Falk.

Amerik. Copyright 1926 by August Scherl, G. m. b. H.,  
Berlin S. W. 68.

8. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Tyre hatte den Kopf aufs Fensterbrett gelegt, als es drüben dunkel geworden war. Was ihm alles dabei durch die Gedanken gegangen war, wußte er nicht mehr. Er wußte nur noch, daß es am Abend seines dreißigsten Geburtstages gewesen war und daß all die trostlosen Bilder, die sein Leben ihm aneinandergereiht hatte, wie in einem Film an ihm vorübergezogen waren. Die Augen hatten ihm gebrannt, und nicht mehr hineinschauen hätte er mögen in sein Leben. Als wollte nie etwas verblissen.

Um alles war er betrogen worden.

Zuerst um seine Kinderjahre. Vater und Mutter hatten nicht zueinander gewacht, und er hatte die Zehne bezahlen müssen. Schon als Fünfjähriger hatte er ein Bild in sich aufgenommen, das eigentlich bereits genügt hätte, ihm alles zu vergiften. Er war darüber zugekommen, wie sein Vater eine brennende Spirituslampe gegen seine Mutter geschleudert hatte, und er war laut schreiend dazwischengelassen. So daß man wohl sagen konnte, der Mann hatte seinem kleinen Jungen die brennende Lampe mitten in die Brust geworfen. Ja, so war das gewesen. Denn es war Tyre noch nach Jahren oft genug, als schlugen ihm offene Flammen Wunden darin. Er mußte sich herumwerfen und winden in Schmerzen, wenn er nichts aus dem Traum aufwachte und die Bilder in die Wirklichkeit übertrug. Die Lampe war nämlich damals mit einem lauten Knall explodiert, und verfecht war nur er worden. Vater und Mutter waren mit ein paar leichten Brandwunden davongekommen, er aber hatte Wochen das Bett hüten müssen, und an der unteren linken Gesichtshälfte sah man bis auf den Tag nach Narben, die allerdings für Schmissen durchgehen konnten. —

Seine Mutter hatte Tyre nie wieder gesehen seit jenem Tage. Und vor seinem Vater hatte er sich lange Zeit scheu verkrochen. Eine grauenhafte Angst hatte er vor seinem Vater gehabt, so daß es ihn manchmal wie im Fieber geschüttelt hatte. Und auch Tante Ulrike, Vaters Schwester, büßte gegen den Strich, denn sie wollte alles mit Strenge machen. Sie wollte ihm den Teufel austreiben, der von seiner Mutter her in ihm steckte, hatte sie einmal zu ihm gesagt in einer schlimmen Erregung. Es wollte zu keiner Harmonie im Hause kommen, und manchen Auftritts erinnerte Tyre sich noch aus jener Zeit. Besonders, wenn er selbst die Veranlassung war, wenn er über jeden Strang schlug in seiner Reizbarkeit und Nervosität, die ihm nach dem Unfall verblieben war, und stürmisch nach seiner schönen Mutter verlangte.

Schließlich steckte der Vater ihn in ein Internat.

Das war aber fast noch schlimmer gewesen als alles übrige. Und er war denn auch gleich in einer der ersten Nächte durchs Fenster auf ein Gartenhaus gestiegen und hatte einen Sprung aus ziemlicher Höhe gewagt. Und dann hatte er nicht mehr weiterzukommen gewußt, als er sich da in der Nacht an den Mauern entlang gedrückt hatte, und hatte in seiner Verzweiflung ins Wasser gehen wollen. Aber dazu war es nicht gekommen. Die Nacht war so lind und

still gewesen und an dem kleinen Wasser eine Ruhe, daß man sich gründlich darin hatte satt weinen können. Und dann war die Sonne aufgegangen, und die Vögel hatten gesungen, und der Herzschlag hatte ticke tacke gesagt. Lockend und geheimnisvoll hatte er es gesagt. Man hatte sich nicht losreißen können.

Wohin nur jetzt? Wieder über das Dach zurück in die Gefangenschaft? Wieder nach Hause? Was war das, nach Hause? Für ihn gab es kein Nachhause.

Und doch hatte er dann wieder vor der Apotheke in Altona gestanden. Sein Vater hatte eine Apotheke gehabt.

Gefahrt war er natürlich auf alles gewesen, denn sicher war beim Vater schon eine Nachricht eingetroffen oder gar der Herr Direktor selbst. Aber das war zuerst die größte Sorge nicht. Das Geld langte nicht hin für die Fahrt, das war zunächst schlimmer. Zu essen brauchte man natürlich nichts, aber einige hundert Kilometer laufen konnte man auch nicht.

Da hatte der liebe Gott selbst geholfen. Er hatte ihm fünf Mark hingelegt. Zwei Mark und dreißig Pfennige hatte er selbst gehabt, und während er rechnete und immer wieder rechnete, hatte er in der Nähe der Waldschenke ein silbernes Fünfmärkstück gefunden.

Nie als größerer Junge hatte er weinen können, aber da hatte er sich über das Geldstück hingeworfen und hatte einen regelrechten Weinkrampf gekriegt.

Und der hatte ihm gut getan. Nachher war die Angst viel weniger gewesen. Er hatte die Fahrt beinahe gemacht, als ob alles seine Richtigkeit gehabt und als möchte nun kommen, was wollte. —

Der Direktor war nicht in Altona gewesen, und der Vater hatte ihn merkwürdig ruhig in Empfang genommen. „Junge!“ hatte er gesagt und hatte ihm beide Hände auf die Schultern gelegt. Und hatte ihm durch seine scharfe Brille in die Augen gesehen, daß der Blick für alle Zeiten tief drunten in ihm liegen geblieben war. Und noch einmal: „Junge!“

Und dann hatte er langsam und schwer gefragt: „Was hat dich getrieben?“

So hatte der Vater das gefragt, daß sich bei ihm selbst, bei Tyre, die Zunge nicht hätte lösen wollen und daß er schließlich nur mit Mühe und ohne selbst recht um die Worte zu wissen zur Antwort gegeben hatte: „Die Stube, die mir allein gehört, hat mich getrieben.“

Aber dann war er bis in die Rippen kalt geworden, als der Vater sich gegen die Wand gedreht und den Kopf ans Mauerwerk gelehnt hatte. —

Langsam war der Vater dann in sich zusammengesunken, und es hatte viel Mühe gekostet, bis er und der Provisor ihn gebettet hatten.

Die Tante war nicht daheim gewesen, und er hatte gehofft, sie möchte auch so bald nicht kommen. Hatte er doch zum erstenmal dem Vater wirklich ins Auge gesehen, vielleicht ließ er ihn nun auch einmal bis ins Herz blicken. Denn Gott sei Dank war der Vater nicht tot. Sein Zustand hatte sich anders erklärt. Der Vater war Morphiniist, wie Tyre später erfuhr. Der Provisor hatte gleich mit allem Bescheid gewußt.

Und bis ins Herz ließ der Vater den Sohn blicken, wenn dem zusammengebrochenen Mann selbst auch wohl nicht bewußt wurde, wie tief. „Ich habe auch immer alles für mich allein haben wollen“, sagte er, als Tyre neben seinem Bett saß. „Sogar eine Frau.“ —

„Sogar eine Frau.“ Das waren nur drei Worte, aber sie hatten viel angerichtet. Sie bewirkten, daß der Sohn demselben Gift zusprach wie der Vater, und sicher wäre er

er erlegen wie der Vater, wenn ihn nicht eine Blinddarmoperation davor bewahrt hätte. Eine ganz gewöhnliche Blinddarmoperation.

Wegen plötzlicher heftiger Schmerzen im Leib mußte er sich einer Unterbindung unterziehen, und der Arzt stellte dann fest, daß die besagte Operation sofort vorgenommen werden mußte. Und zwar erklärte der Arzt, daß die Prozedur zu seinem Bedauern bei vollem Bewußtsein vorgenommen werden müsse, da das geschwächte Herz zurzeit keine Betäubung vertrage. Es sei nur örtlich zu betäuben.

Und das war seine, Tyres, Rettung. Ganz abgesehen davon, daß ihn beim Anblick seines eigenen Blutes eine rasende Lebensgier packte, erschien ihm ein Fieberbild, dessen Nachwirkung sein ganzes ferneres Leben bestimmte. Er sah sich vor seinem eigenen geöffneten Leibe stehen und vollzog selbst die Operation. Die Hände in den Eingeweiden, waren die rasenden Schmerzen, die durch eine örtliche Betäubung nicht mehr niederzuhalten gewesen waren, wie weggeblasen, und nichts war mehr da als Hunger nach den Geheimnissen des Menschenleibes.

„Denken Sie sich, Rettwig“, hatte er später glossierend zu dem Provisor gesagt, als er ihm von seinen Erlebnissen erzählte, „ich suchte die Funktionen meines Gehirns in meinem Bauch.“

Aber der Ernst der Situation gewann die Oberhand. Immer wieder ging das Bild dem jungen Menschen nach — Tyre war damals zwanzig Jahre alt — und eines Tages entschloß er sich ernsthaft, Medizin zu studieren.

Der alte Brink war damals schon zwei Jahre tot. Und mit Tyre selbst war es eine Schande. Er stahl dem lieben Gott den Tag. Bis zum Abiturium hatte er es allerdings gebracht, aber dann war Schluß gewesen.

Er hatte sich zwar eingebildet, Bildhauer werden zu wollen, aber damit war es Fageret gewesen.

Sein Vater hatte so ziemlich zu allem Ja und Amen gesagt. Das letzte Jahr seines Lebens war er fast ausschließlich mit dem Sohn auf Reisen gewesen und hatte sich bei der Gelegenheit als ein so glühender Kunstliebhaber und auch Kunstkenner erwiesen, daß er seinen Sohn ansteckte. Tyre glaubte nunmehr, sich entdeckt zu haben, und da der Vater es besonders auf Bildwerke abgesehen hatte, erinnerte er sich, wie gern er als Junge in Ton und Lehm geknetet hatte, und beschloß, das Werk gleich anzugreifen.

„Mir ist es recht, mein Junge“, hatte der Vater gesagt. „Versuch' es. Pillen kannst du noch immer drehen, wenn es nicht anders ist.“

Sie waren in Venedig gewesen, und der Vater hatte schon die Tage viel zu viel Wein getrunken gehabt. Er kam aus einem gewissen berauschten Zustand überhaupt nicht mehr heraus. Und hatte manchmal einen Schwung und eine Plastik in der Rede, daß man ihn sich auf der Tribüne oder als großen Künstler auf den Brettern hätte denken mögen. Überhaupt, das war ein Kapitel mit dem Vater! Ein Kapitel zum Blutweinen. Unerträglich war der Reichtum in der verschlossenen Brust gewesen, aber nur selten hatte sie sich um einen winzigen Spalt geöffnet. Alles verschüttet. Und nur, weil der Vater alles für sich allein haben wollte. Sogar eine Frau! — — —

Wie grell hatte Tyre manchmal auflachen müssen, wenn er an Mädchen dachte. Und wie oft hatte er nach den Narben an der Wade gefaßt, wenn die Situation gefährlich hatte werden wollen. —

Ja, und dann war der Krieg gekommen. Schweigen, Schweigen, Schweigen. — — —

Und man hatte schließlich dagelassen und hatte an den Pfoten gefogen. Die Apotheke war hin. Verkauft. In nichts aufgelöst. Der letzte schätzbare Rest hatte vorm Verhungern geschützt, und bis zum cand. med. hatte es noch gelangt nach manchem Training. —

Tyre hielt es nicht aus unterm Dach. Die Sonne brannte auf den Ziegeln. Warum sollte man nicht drei Tage hintereinander eine warme Mahlzeit halten! Und zu einem Schoppen mußte es auch noch langen, war doch ohnehin schon das Wort von einem dritten Festtag gefallen. Also los!

Aber der Herr Kandidat der Medizin war unzufrieden mit sich, als er erst ziemlich spät am Abend in seiner Bude anlangte. Der Kopf war ihm nicht klar. Er war aus der Rolle gefallen und hatte mehr Geld ausgegeben, als er beantworten konnte. Das hätte ihm nicht passieren dürfen. Jetzt nicht mehr. —

Drüben in Metas Zimmer blinkerte Licht auf. Es schien nur eine kleine Kerzenstärke zu sein, vielleicht an einem Frisierisch oder eine kleine Nachttischlampe, und sie verließte auch gleich wieder. Metas Gestalt war nur für einen Augenblick aufgetaucht in ihren Umrisen. —

Jetzt war er denn doch einem Mädchen verfallen. Es hieß alle Kraft zusammennehmen.

Nicht, daß er überhaupt noch keine Kostprobe getan hätte, o nein, ein Tugendbold war er nicht, nur hatte sich das altbekannte Sprichwort verdoppelt bei diesen Kostproben. Gebranntes Kind scheut das Feuer.

Man hatte jedes Mal auf die Demaskierung gewartet. Es war alles Wummenschanz gewesen.

Ob es denn so etwas wirklich noch gab wie das Mädchen da drüben? So einen Leib, so einen unverkümmerten Mutterleib und so viel reine Freude daran!

Wahrscheinlich auch Lüge. Medizin wollte diese Meta Gragert studieren. — —

Tyre zog sich aus und warf sich auf sein Bett. Möchte sie noch einmal Licht machen da drüben oder nicht, das beste war schlafen. Die Augen zumachen. Man war jetzt hübsch eingewöhnt auf der Schattenseite. Und morgen nahm man ganz einfach die Lupe und besah sich das Fräulein Kollegin. Das war bedeutend ungefährlicher. Dann würde die Sache schon einen Anstrich bekommen, bei dem einem langsam, aber sicher der Appetit verging. — — —

\*

Wenn Meta den ganzen Gedankenfilm hätte sehen können! Sie war so sehr daran gewöhnt, alles in bar zu nehmen. Und sie war so viel Kind geblieben. Trotz allem und allem. Sie legte sich hinein in die Dinge und hatte Wirklichkeit.

Frohlich waren sie noch bis an die Pforte des Jungenselschen Hauses weitergegangen, obschon sie sich schon an der Straßenecke die Hand gegeben hatten. Augustens wegen. Wie köstlich war das! Als ob Auguste es nicht hätte sehen dürfen, daß sie Zwei miteinander kamen! Aber Tyre Brink hatte es so gewollt. Mein Gott, was hatten sie sich denn erzählt, das hätte schließlich jeder hören können.

Epibüblich hatte Meta sich an der Pforte noch einmal umgesehen, aber Tyre war gerade ehrbar ins Haus geschritten. Als käme er aus dem Kolleg etwa oder aus der Klinik oder sonst von einem beruflichen Gang, statt daß sie wie gute alte Bekannte auf dem Harvstiehuder Weg nebeneinander hergeschritten waren. Das war ja ein richtiges Theater, aber Spaß machte es doch mal. —

Als Meta aufschloß, kamen ihr beide Hunde entgegen. „Kerls“, sagte sie „was ist denn mit euch los!“ Und hätte sich am liebsten mit ihnen im Gras gefugelt wie einst mit Grapps.

Aber dann sah sie ein, daß die zwei noch nichts zu fressen gekriegt hatten. Auf dem Küchentisch lag ein Zettel: „Bin mit mein Schwager nach Altona gefahren, entschuldigen Fräulein Meta, aber meine Schwester hat Zwillinge gekriegt lauter Mädchens, Paul ist sehr ärgerlich denn sie haben schon drei. Ich habe die Hunde noch nichts zu fressen gegeben, es ging alles sehr in Galopp, denn sie sind vier Wochen zu früh gekommen und was Paul seine Mutter ist, die ist noch nicht da und Paul muß wieder auf Arbeit wegen Bohnabzug, denn er sagt wenn er Kinder kriegt, da steht ihm kein Urlaub auf zu, bloß in Todesfall oder wenn er selbst Malör hat und zu liegen kommt. Mit Gruß Auguste.“

Meta lachte, daß Lütten und Luchs nicht wußten, was sie davon denken sollten, denn schließlich ist es mit dem Futter nicht nur eine ernsthafteste Angelegenheit für Zweibeiner. Magen mit vier Beinen darunter knurren auch, wenn die Zeit heran und überschritten ist.

Und Meta besann sich denn auch darauf und tat für die Wartezeit ein übriges. Während die Zwei ihrem „Spratt“ und gestampften Kartoffeln zu Leibe gingen, lief sie schnell bis an die nächste Straßenecke in einen Fleischerladen und kaufte jedem der beiden eine Knackwurst. „Ihr sollt heute schon Kindtaufe feiern“ sagte sie. „die beiden kleinen Mädchen in Altona haben mir Spaß gemacht.“

So viel Spaß hatten die Zwillinge Meta augenscheinlich gemacht, daß sie satt davon war. Jedenfalls verspürte sie nicht die geringste Essenslust und verzichtete auf alle Kocherei für sich persönlich — die Augusta wohl als selbstverständlich vorausgesetzt hatte, es ging ihr ersichtlich nur um die Hunde.

Trotzdem ging Meta an den Schrank. Sie sah durch die Scheiben rote Grütze stehen, die sie mit und ohne Appetit zu jeder Tage- und Nachtzeit essen konnte. Davon nahm sie sich eine recht angemessene Portion, trug sie sich auf die Veranda, bedeckte sie mit Milch und erfrischte sich köstlich daran.

Dann suchte sie sich den behaglichsten Platz, den es in diesem an Behagen so reichen Hause gab — sie drückte sich im Wohnzimmer in die Sofaede.

Wie mit anderen Sofas war es mit diesem Sofa nicht. Die Ecke wenigstens war hineingesessen, daß sie gleich für jeden paßte, höchstens daß eine etwaige kleine Lücke mit einem Daunenkissen beliebiger Größe ausgefüllt wurde. Diese Daunenkissen waren in ungläublicher Zahl und Molligkeit vorhanden, und man nahm sie und legte sich dem

Möbelstück in die Arme, wie man es selbst mit einem Bett nicht hätte machen können. So etwas Seidiges und Weiches und Bereitwilliges war überhaupt zum zweitenmal gar nicht da.

Und doch langte es Meta noch nicht hin. Die beiden warmen anschnürenden Tierkörper mußten ihr das Behagen voll machen. Sie hatte sich beide Hunde mitgenommen. Lütten, den sie auf den Schoß genommen hatte, durfte ihr die Schnauze ins Nieder stecken — er hatte die Nase so gern mollig, und Luchs durfte zu Füßen an sie herankriechen. So dicht er wollte, und auch er durfte ihr die Schnauze bis auf den Schoß strecken.

Dann machten sie alle Drei die Augen zu. Das heißt, Meta nur zum Schein. Sie mußte schon nach einer kleinen Weile leise aufschauen, so daß Lütten und Luchs sich beide rührten.

„Schlaf nur weiter“, sagte sie und strich jedem zärtlich übers Fell. „Das galt euch nicht.“

Nein, es galt Tyre. Meta mußte daran denken, daß Tyre gesagt hatte, es sei ein Jammer, daß sie Medizin studieren wolle. Der Spaß nun, sich feste ranzuhalten und zu zeigen, daß auch Mädchen etwas können. Warum immer nur die Hosenbeine vorneweg, um in Timms Sprache zu reden. Was hatte sie manchmal für einen Ärger gehabt mit dem Alten, wenn er so recht böswillig über die Röcke schalt. Schelten? Wenn er das wenigstens getan hätte, dann hätte man doch tüchtig mitschimpfen können, aber ordentlich loslegen, das tat er nicht, der muckige Timm Griese. Irgend ein mummeliges Wort kante er durch und spuckte er aus, oder er nahm nur einen Besen und strich so recht verächtlich damit durch die Luft, als wolle er sie wegfeegen, die Frauenleute, alle miteinander. — — —

Meta sah den eingeschrumpelten Alten leibhaftig vor sich stehen mit seinen bissigen Zahnstummeln, die ihm vom Unterkiefer über die Oberlippe saßen wie bei einer Dogge. Sie hatte es ihm zuweilen nachgetan in ihrer Wut, und wie grimmig hatte er sich dann umgekehrt. Nicht sehen hatten sie einander können. Nur als sie dem alten Knaben zum Abschied die Hand gegeben hatte, hatte er gemeint, nun würde er wohl Ruhe haben, und es sei ein Jammer, daß sie kein Junge geworden sei.

Der Gedanke daran stimmte Meta gleich wieder verführlich. Und mit einem Lächeln auf den Lippen schloß sie nun auch ein. Der Weg, den sie gemacht hatte, war weit gewesen, und die Stille im Hanse wurde durch keinen Laut gestört. Recht, recht tief versank Meta sogar. Es hatte den Anschein, als wolle sie gleich bis zum nächsten Morgen durchschlafen.

Es soll auch nicht verraten werden, wann sie sich aufrechte. Ihr war nur, als wären ihr beide Arme lahm, und sie mußte sich wundern, daß die Hunde so lange still gehalten hatten.

(Fortsetzung folgt.)

## Rosen in Florenz.

Skizze von Paulrichard Hensel.

In der Nähe der Straße nach Fiesole, auf den Zypressenhügeln, in deren Schatten Böcklins Haus steht, sah Rainer Brach an einem Frühlingstag zum ersten Mal die fremde Frau. Unvermittelt fand sie hinter ihm, wie ein Märchen aufgetaucht, die Verkörperung geheimnisvollen Lebens in dem Schweigen dieser Landschaft. Sie trat zu ihm, sie sprach — sie ist wie eine Madonna, dachte Rainer — und sie lächelte und bat. —

Seit dieser Begegnung war der junge Deutsche wie verwandelt. Er hatte viele Mädchen in Florenz gemalt, er besaß Freundschaft und Liebe und Sorgen sein, aber war es nun das immer satte Licht der Sonne, das stete Zufriedensein, das ihn Unruhe und unbekannte Wege suchen ließ, oder spürte er vielleicht fremdartiges, aufwühlendes Erleben hinter den dunklen Augen der Frau, das seinen Künstler-ehrgeiz aufschaltete — er zeigte sich jetzt selten in dem Kreis der Freunde und erzählte nicht von Fiametta di Brancioni, der Madonna, die er gefunden hatte. Bekommen hatte er das prächtige Landhaus betreten, in das sie ihn gebeten hatte. Und die neue fremde Welt, die schöne Frau mit den aristokratischen Bewegungen, der Kuß, mit dem sie ihn wortlos festgehalten hatte, das alles ließ ihn dies Erleben wie ein Märchen erscheinen, das den klugen Maler mit den hellen Augen bezauberte wie ein berauschernder Trank. In ihrem Garten malte er Fiametta, und sie sprachen wenig dabei. Es war, als wenn ihnen die Verschwiegenheit der Hecken und Bäume genug war. Einmal brachte Rainer der Frau einen großen Busch Rosen aus seinem Garten mit. Sie nahm sie in beide Hände und sagte: „Ich habe dich lieb.“ Das klang wie ein zarter Cellotrich im Abendwind. Rainer aber sah bekommen zu Boden und wünschte sich das Sonnenlicht

eines hellen Vormittages. Und wieder an einem Tage war Fiametta ein Stück Weges mit ihm herabgegangen, bis sie die Gärten und Häuser östlich der Stadt am Arno sehen konnten. Da streckte Rainer die Hand aus:

„Dort unten wohne ich.“ Er wollte noch hinzufügen: „Und mit mir wohnt dort Maria Lenz, die ihre Heimat meinetwillen verlassen hat.“ Aber das Märchen war zu nahe und machte ihn stumm.

Ja, es hatte den Maler bekommen gemacht, als er spürte, daß diese Frau ihn liebte. Dann aber braunte auch das Feuer in ihm — nicht aus Eitelkeit, der Erwählte zu sein, nicht allein aus romantischem Fieber und Abenteuerlust, sondern weil das Haus Fiamettas von Leid und Einsamkeit erzählte und weil er in seinem unbefangenen Gemüt nichts anderes dachte, als daß es so sein müsse, einem Menschen gut zu sein, wenn man ihm damit Freude gäbe.

Durch die engen Straßen der Stadt drängte sich in Staub und Lärm das Leben. Auf der Höhe aber unter den Zypressen wussten zwei Menschen, daß sie den mit einem Kuß begonnenen Traum weiterträumen durften. —

Da wurde Fiametta krank. Und diese Krankheit zwang sie, dem Freunde zum ersten Male zu erzählen, daß sie vermählt sei und daß ihr Gatte jetzt wohl für einige Zeit zurückkommen werde, damit sie nicht allein sei. „Aber ich will an dich denken“, sagte sie mit ruhigem Lächeln „und ich will auch wissen, daß du mich nicht vergißt. So oft ich Rosen an der Mauerecke finde, wo die kleine Davidbrunne steht, werde ich wissen, daß du mir treu bist. Und das wird mich gesund machen.“

Tief in Gedanken ging Rainer Brach fort. Er empfand nur, daß ihn diese Frau getäuscht hatte und daß dieser Traum nur zerbrach wie eine bunte Glasugel; denn wie konnte sie ihn lieben, wenn ihre Liebe einem anderen gehörte? Wo konnte eine Erfüllung, wie konnte ein Erwachen aus diesem Dämmerleben sein? Da dachte er an Maria Lenz, die schweigsam und geduldig neben ihm herlebte. Hatte er denn nicht dasselbe getan wie Fiametta? War sein Herz nicht auch geteilt, und war er nicht dennoch verschwiegen geblieben? Da mußte er keinen Heimweg mehr. Der Abend hatte sich längst über die Stadt gesenkt; Rainer Brach saß in einer Wirtschaft und schrieb einen Brief an Maria Lenz; es war ein langer Brief, bis der Wirt die Lampen löschte. Dann ging Rainer langsam am anderen Ende der Stadt hinaus, das Ufer entlang. —

Fiamettas Krankheit fesselte sie viel an ihr Zimmer. Als sie aber einmal in den Garten ging, fand sie an der bezeichneten Stelle viele rote Rosen, die über die Mauer geworfen waren. Auch am nächsten Tage und immer wieder. Da freute sie sich des blonden Freundes. Das Gefühl, daß da irgendwo ein Mensch närrisch in sie verliebt sei, machte sie lebensfroh und zärtlich zu dem anderen, der nahe war. Und weil jedes Spiel einmal ein Ende haben muß, und weil die Gegenwart greifbarer ist als ein Traum und der Herr von Brancioni nicht nur verliebt, sondern auch reich war, folgte ihm die Genesene gern, als er vorschlug, ein Bad am Meer aufzusuchen. —

— Nach einem halben Jahr kam Fiametta zurück, enttäuscht wie oft und müde. Sie dachte an Rainer Brach, und da sie ihm in der Nähe ihres Gartens nie mehr begegnete, ging sie eines Tages mit der Sicherheit der geliebten Frau in das Haus, das er ihr einmal bezeichnet hatte. Dort fand sie eine junge, blonde Frau, die sie nach Rainer fragte.

Maria Lenz sah die schöne Italienerin ruhig an und sagte: „Er ist fort. Er gehörte mir, ich liebe ihn noch, und darum brauchen Sie wohl weiter nichts zu fragen.“

Fiametta sah überrascht auf die schlaffe Gestalt mit dem blassen Gesicht. Dann brachen Stolz und Spott aus ihr heraus: „Ich frage nicht danach, ob Sie ihn lieben! Was wissen Sie denn von ihm und mir? Wenn Sie ihn liebten, warum hielten Sie ihn dann nicht? Ihr Köhnen und Stille, was denkt Ihr denn, was Liebe ist? Ich gab ihm das Leben.“

Marias Augen wurden dunkel und ernst. „Nur das Leben? Mag sein, daß wir nicht viel von Liebe wissen. Aber vielleicht lernen Sie von einer deutschen Frau, was Treue ist. Denn Rainer war Ihnen noch treu, als sie es zu sein längst vergessen hatten. Daß ich es selbst war, die täglich die Rosen über Ihre Mauer freute, weil er mir in seinem letzten Briefe davon erzählt hatte, daß Sie es wünschten, daß Sie krank seien und denken sollten, er wäre in Ihrer Nähe — was macht denn das aus. Er hätte es gewiß selbst getan, wäre er nicht verirrt — gestorben.“

Fiamettas Gesicht wurde blaß. „Und wo — wo ist er jetzt?“

„Sie suchten den Lebenden. Der Tote kümmert Sie nicht. In meinem Garten blühen noch genug Rosen für sein Grab.“

Da beugte sich Fiamettas Kopf zum ersten Male vor einem anderen Menschen.

# Ausgeschifft.

Skizze von Hanns Braun.

Als der „Jaime I.“ frühmorgens im Hafen von Barcelona anlegte und die Reisenden sich anschickten auszusteigen, entstand vorn am Bauffteg ein Auflauf. Polizei kam herübergerannt, hob gebieterisch den Arm; daraufhin durfte niemand von Bord. Dem Kapitän wurde ein Telegramm ausgehändigt und noch ein Papier — man ahnte mehr, als man sah: ein Steckbrief.

Fünf Sekunden lang, während der Mann mit der goldbetreuten Mütze die Schriftstücke durchslog, fiel Beklemmung über das ganze Schiff. Einer ist unter uns, der trägt Schuld. Wer ist es?

Wie um die Erlösung von dieser Frage nicht länger hinauszuschieben, setzte sich die Masse der Reisenden in zäh stockenden Vormarsch: jeder Einzelne da vorn mußte sich, ehe er an Land durfte, umständlich ausweisen.

Nur ich wußte, wem dieses Kesseltreiben galt.

Es herrschte zur Zeit verschärfter Belagerungszustand auf der iberischen Halbinsel, Abfalls- und Aufstandsgelüste gingen in Katalonien um; ich aber hatte als Journalist unter Deckadresse Nachrichten ins Ausland gelangen lassen, höchst verbotene Nachrichten, die — womit ich hätte rechnen müssen — von der militärischen Zensur aufgefangen worden waren, bevor sie über die Pyrenäen gelangt waren.

Der, den man suchte, — war ich selbst.

Die Marter dieser aufblühenden Erkenntnis und der darauffolgenden Minuten war außerordentlich. Ich hätte die Menschenmauer, die mit Ungeduld dennoch träge sich vorschleibende und mich einkleibende, durchbrechen und den Beamten zurufen mögen: Hier — laßt die in Frieden — hier bin ich! ... bloß um die Uhrzeigerqual dieses Näherrückens abzukürzen.

Obwohl ich mich vor meinem Gewissen nicht sonderlich schuldig fühlte und sogar hoffte, der Angelegenheit, bevor sie die bedenklliche Miene eines Spionageprozesses annahm, eine Wendung ins Harmlose zu geben, ängstigte ich mich gerade vor dem einen schuldigprechenden Blick aller, vor diesem unvermeidlichen Augenblick des Ausgestoßenwerdens, wie vor einem Makel, den ich in mir nie mehr würde auslöschen können.

Jetzt machte ich mir auch Vorwürfe, nicht darüber, daß ich jene geheimen Nachrichten nach Deutschland gesandt, sondern weil ich das Warnis meines Berufes so weit getrieben hatte ungeachtet des schönen jungen Mädchens, das mir Freunde zur Heimreise anvertraut hatten, und das in meiner Begleitung von all dem, was ich getan und was uns bevorstand, nicht das Geringste ahnte.

In wenigen Minuten würde man mich fortführen; sie aber stand dann allein, der Sprache unkundig, in einem Lande, in dem kein Mädchen ohne Begleitung die Straße zu betreten magt; das unerwartete Entsetzen mußte sie vollends hilflos allen Widerwertigkeiten und, ich wußte wohl welchen, Gefahren preisgeben.

Unbedingt mußte ich sie vorbereiten, aber als ich, mich umdrehend, ihr rein vertrauendes und arglos fröhliches Antlitz gewahrte, brachte ich es nicht über mich: sie würde mich ja doch nicht recht verstanden haben. Um mich nicht vor den Mitreisenden auffällig zu machen, unterließ ich es auch, ihr unter irgend einem Vorwand meine Barschaft auszubändigen, obwohl die Vernunft mir diese mindeste Vorsicht aufdrängte.

Nur noch zwei Meter trennten mich jetzt von den Beamten; die Menschen um mich herum wurden mir unerträglich. Ich verabschiedete ihre Selbstzufriedenheit. Jede Berührung im Gedränge wurde mir zum elektrischen Schlag. Von draußen aber, jenseits des Laufftegs, prägten sich die Quadern der Mole zur schmerzend grellen Vision; ich unterschied tausend sinnlose Einzelheiten, das Licht und die Farben der reinen Frühe fielen über mich her, und plötzlich haßte ich dieses Leuchtende, Unverbüllte, haßte ich den herrlich lobenden Sünden, mit dem mich doch sonst jeder Nerv liebend verband.

Wird auch sie, wenn sie mich verhaftet sieht, mich schuldig sprechen? Werde ich zu den andern noch diesen Blick des Entsetzens ertragen, der die Bestürzung einer Frau malt, die ihr Vertrauen einem Verbrecher hingeworfen glaubt? Werde ich es fertig bringen, gleichgültig zu scheinen und auf die Rechtfertigung wenigstens eines Blickes zu verzichten?

Es war so weit. Ich überreichte dem Beamten meinen Paß; mein Herz war vereist. Ich blieb stehen. Fast erleichtert. Die Entscheidung war da. Er warf einen Blick auf die erste Seite, blätterte um und dann — war ich draußen. Ich hatte vielleicht einen Schritt getan oder von hinten hatten die Nachdrängenden mich geschoben. Ich war draußen.

Paßträger und Kutscher rauchten sich um mich, ich kroch betäubt mit einem von ihnen in den Laderaum des Schiffes zurück und ließ das Gepäd hinausschaffen; fortwährend wollte mir das Wort „Mißverständnis“ über die Lippen und es meinte nicht meine vergebliche Angst, es meinte noch immer meine Befreiung.

Als ich wieder auf den Platz hinauskam, standen vier Mann der Guardia Civil um einen zerklümpelten Burschen herum; sie hatten die Seitengewehre aufgesteckt und prüften den Inhalt eines schmutzigen Bündels, während der Mann, der ein blaues baskisches Mützchen trug, gleichmütig dabei stand.

So hatten sie „ihn“ also. — Das Wort fiel mir ein, mit dem die Russen den Verbrecher bezeichnen: „Unglücklicher“. Nie im Leben habe ich mich solchem Unglücklichen näher gefühlt.

Ein großer schwerer Katalane ging an mir vorbei, der lachend sein Gebiß zeigte und mit einer komischen Umarmung seinen Freunden zurief: Beim Himmel! was haben wir alle für Angst gehabt!

Alle? — Hatte jeder aus einem schlechten Gewissen irgend ein Strafgericht für sich erwartet?

Ich sah auf den Unglücklichen, der noch immer so, als wäre er, was sich da feinertwegen begab, gewöhnt wie das Leben selbst, zwischen den vier Carabineros stand. War er ein Raubmörder? Ein Anarchist? Oder vielleicht nur ein kleiner Dieb?

Dann war er nicht mehr als der Kutscher auch, der uns nun lautstark und mit geschwungenen Armen durch die menschenleere Rambla nach dem Paseo de Gracia fuhr.

Unterwegs zog meine Begleiterin einen zusammengefalteten Zettel aus ihrer Manteltasche. „Warum“, fragte sie und deutete lächelnd auf ein hastiges Gebübel, „warum haben Sie mir empfohlen, mich unverzüglich an den deutschen Generalkonsul zu wenden?“

„Nur so ...!“ gab ich, ebenfalls lächelnd, zur Antwort. „Für alle Fälle. Falls man sich im Gedränge verliert.“



## Bunte Chronik



\* **Ameisen töten einen Menschen.** Aus Curitiba di Parana, Brasilien, wird berichtet, daß eine alte Frau, Balbina do Morro, in der Nähe von Campo Largo wohnhaft, während des Schlafes von einem Schwarm großer Ameisen überfallen wurde, welche ihren Körper über und über bedeckten. Die Arme schrie unter den fürchterlichen Schmerzen der Ameisenstiche, Nachbarn kamen herbei, schlugen die Zimmertüre ein, doch hatten die Ameisen der Unglücklichen schon fast die ganze Haut abgenagt. Die Frau starb schon nach wenigen Stunden unter den entsetzlichen Qualen.

\* **Sage mir, was du issest . . .** „Sage mir, was du issest, und ich will dir sagen, wer du bist.“ So spricht ein englischer Arzt, der Studien, natürlich tiefgründige, gemacht hat, über den Einfluß der Ernährung auf den Menschen. Rindfleisch macht, nach diesem Spezialisten, energisch und mutig, Schweinefleisch erzeugt Pessimisten, Hammelfleisch Melancholiker, Kalbfleisch zerflört auf die Dauer jede Tatkraft und Widerstandsfähigkeit. Milch und Eier geben Lebhaftigkeit des Geistes, besonders bei den Frauen. Butter macht ohlegmatisch. Honig und Süßigkeiten sind angebracht für Geistesarbeiter. Senf stärkt das Gedächtnis. Dagegen hüte man sich vor Kartoffeln, sie erzeugen Langeweile und Faulheit.



## Lustige Rundschau



\* **Wichtig.** Wenn ich abends im Bett liege und der Mond scheint, sehe ich manchmal die ganze Tapete lebendig werden“ — „Das sind die Nerven!“ — „Ne, ich halt's für Wanzen!“

\* **Die Minute.** Er: „Bist du bald fertig, Schatz?“ — Sie: „Wenn du bloß nicht immer wieder so dumm fragen wolltest! Seit einer Stunde sage ich dir, daß ich in einer Minute fertig bin.“

\* **Na, also.** „Und Sie meinen wirklich, daß eine einzige Flasche von Ihrem Mittel den Husten kuriert?“ — „Sicher, mein Herr, bis jetzt hat wenigstens noch niemand eine zweite Flasche verlangt!“